

Leseprobe:

Joan Didion

Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben.

ANTJE RÁVIC STRUBEL

Das Spiel ist aus

Es ist leicht, den Anfang der Dinge zu erkennen, schwieriger ihr Ende. Ich kann mich gut und mit einer Klarheit, bei der sich mir die Muskeln im Nacken versteifen, daran erinnern, wie meine Zeit in New York begann, aber ich kann nicht genau sagen, wann diese Zeit zu Ende war, ich kann durch die Unklarheiten, die Neuanfänge, die uneingelösten Versprechen nicht zu der Stelle auf der Seite vordringen, an der die Heldin nicht länger die Optimistin ist, die sie einmal war. Als ich New York zum ersten Mal sah, war ich zwanzig, und es war Sommer, und ich stieg im alten Behelfsterminal von Idlewild in einem neuen Kleid aus einer DC 7. Das Kleid schien in Sacramento ziemlich schick gewesen zu sein, aber schon in diesem alten Behelfsterminal von Idlewild schien es nicht mehr so schick, und die warme Luft roch nach Moder, und eine instinktive Eingebung, gesteuert von all den Filmen, die ich gesehen und all den Liedern, die ich gehört und all den Geschichten, die ich über New York gelesen hatte, sagte mir, daß es nie wieder so sein würde wie zuvor. Und es ist nie wieder so gewesen. Wenig später lief in allen Jukeboxen der Upper East Side ein Lied, in dem es hieß: „aber wo ist die Schülerin, die ich einst gewesen bin“, und nachts, wenn es sehr spät war, fragte ich mich das auch. Ich weiß jetzt, daß sich das fast jeder früher oder später einmal fragt, egal, was aus ihm oder ihr geworden ist, aber zum zweifelhaften Segen der Jugend von zwanzig, einundzwanzig oder auch dreiundzwanzig gehört die Überzeugung, daß das, was man erlebt, allen Gegenbeweisen zum Trotz noch nie zuvor irgendjemand erlebt hat.

Natürlich hätte es eine andere Stadt sein können, wären die Umstände andere gewesen, wäre die Zeit eine andere gewesen und wäre ich eine andere gewesen, es hätte Paris oder Chicago oder San Francisco sein können, aber weil ich von mir spreche, spreche ich von New York. In jener ersten Nacht öffnete ich das Fenster im Bus, der mich in die Stadt brachte, und hielt Ausschau nach der Skyline, aber alles, was ich sah, waren die Brachen von Queens und große Schilder mit der Aufschrift: MIDTWON TUNNEL DIESE SPUR, und dann die Sturzflut eines Sommerregens (schon das schien bemerkenswert und exotisch, da ich aus dem Westen kam, wo es keine Sommerregen gab), und die nächsten drei Tage saß ich in Decken gewickelt in einem Hotelzimmer, in dem die Klimaanlage auf 2 Grad gestellt war und versuchte, eine schlimme Erkältung mit hohem Fieber auszusetzen. Ich kam nicht auf die Idee, einen Arzt zu rufen, denn ich kannte

keinen, und obwohl ich auf die Idee kam, die Rezeption anzurufen und darum zu bitten, die Klimaanlage auszuschalten, rief ich nicht an, denn ich wußte nicht, wieviel Trinkgeld ich der Person, die dann hochkommen würde, geben sollte – war jemals jemand so jung? Ich werde Ihnen davon erzählen, daß jemand tatsächlich so jung gewesen ist. Alles, was ich in diesen drei Tagen tun konnte, war, in Ferngesprächen mit dem Jungen zu reden, von dem ich schon wußte, daß ich ihn im Frühling nicht heiraten würde. Ich würde in New York bleiben, sagte ich ihm, nur sechs Monate, und von meinem Fenster könnte ich die Brooklyn Bridge sehen. Wie sich herausstellte, war es die Triborough Bridge, und ich blieb acht Jahre.

Rückblickend scheint es mir, als seien die Tage, bevor ich die Namen all der Brücken kannte, glücklicher gewesen als die, die danach kamen, aber vielleicht werden Sie das im Laufe der Zeit selbst bemerken. Ich möchte Ihnen unter anderem erzählen, wie es ist, in New York jung zu sein, wie aus sechs Monaten acht Jahre werden können und zwar mit der trügerischen Leichtigkeit einer filmischen Überblendung, denn genau auf diese Weise tauchen die Jahre jetzt wieder vor mir auf, eine lange Abfolge sentimentaler Überblendungen und altmodischer Trick-Aufnahmen – die Fontänen vor dem Seagram Gebäude werden zu Schneeflocken, ich gehe mit zwanzig in eine Drehtür und komme ein ganzes Stück älter und an einer anderen Straße wieder heraus. Aber vor allem möchte ich Ihnen, und damit vielleicht auch mir, erklären, warum ich nicht mehr in New York lebe. Oft heißt es, daß New York eine Stadt für sehr Reiche oder für sehr Arme sei, weniger oft heißt es, daß New York auch, wenigstens für die unter uns, die nicht von dort kommen, eine Stadt ausschließlich für die ganz Jungen ist.

Ich erinnere mich, wie ich an einem klaren, kalten Dezemberabend einem New Yorker Freund, der sich darüber beschwerte, daß er schon zu lange in der Stadt war, vorschlug, mit mir auf eine Party zu gehen, wo es, wie ich ihm mit der einfallsreichen Aufgewecktheit von dreiundzwanzig versicherte, „neue Gesichter“ geben würde. Er lachte, bis er keine Luft mehr bekam und ich das Taxifenster herunterkurbeln und ihm auf den Rücken klopfen mußte. „Neue Gesichter“, sagte er dann, „erzähl mir nichts von neuen Gesichtern.“ Auf der letzten Party, für die ihm „neue Gesichter“ versprochen worden waren, hatte es offenbar fünfzehn Gäste gegeben, und mit fünf der Frauen hatte er bereits geschlafen und allen Männern, bis auf zwei, schuldete er Geld. Ich lachte mit ihm, aber der erste Schnee war gerade gefallen, die großen Weihnachtsbäume auf der Park Avenue glitzerten gelb und weiß, so weit ich sehen konnte, und ich trug ein neues Kleid, und es würde noch eine Weile dauern, ehe ich den tieferen Sinn dieser Geschichte verstand.

Es würde einfach deshalb eine Weile dauern, weil ich New York liebte. Ich meine mit „liebte“ nicht irgendeine Floskel, ich meine, daß ich New York liebte, wie man die erste Person liebt, die einen je berührt, und wie man niemand anderen jemals mehr liebt. Ich

erinnere mich, wie ich einmal in diesem ersten Frühling bei Dämmerung die 62. Straße überquerte oder auch im darauffolgenden Frühling, für eine Weile waren sie alle gleich. Ich kam schon zu spät zu meiner Verabredung, kaufte aber trotzdem einen Pfirsich auf der Lexington Avenue, blieb an einer Ecke stehen, um ihn zu essen, und wußte, daß ich aus dem Westen gekommen war und eine Fata Morgana erreicht hatte. Ich schmeckte den Pfirsich und spürte den weichen Wind an meinen Beinen, der aus einem U-Bahngitter kam, ich roch Flieder und Abfall und teures Parfüm, und ich wußte, daß das früher oder später seinen Preis haben würde - denn ich gehörte nicht hierher, ich kam nicht von hier -, aber wenn Sie zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig sind, denken Sie sich, daß Sie später eine große emotionale Stabilität besitzen und in der Lage sein werden, den Preis zu zahlen, koste es, was es wolle. Ich glaubte damals noch an Möglichkeiten, hatte noch dieses für New York so wesentliche Gefühl, daß jede Minute etwas Außergewöhnliches passieren könnte, jeden Tag, jeden Monat. Ich verdiente nur 65 oder 70 Dollar die Woche („Begib dich in die Hände von Hattie Carnegie“, riet mir ein Redakteur der Zeitschrift, für die ich arbeitete, ohne eine Spur von Ironie), das war so wenig, daß ich in manchen Wochen, um überhaupt etwas zu essen, in der Lebensmittelabteilung von Bloomingdale's anschreiben ließ, was in den Briefen, die ich nach Kalifornien schrieb, unerwähnt blieb. Ich sagte meinem Vater nie, daß ich Geld brauchte, denn dann hätte er welches geschickt, und ich hätte nie herausfinden können, ob ich es allein schaffte. Auf eigenen Füßen zu stehen schien mir zu dieser Zeit wie ein Spiel, ein Spiel mit willkürlichen, aber ziemlich starren Regeln. Und mit Ausnahme bestimmter Winterabende – um halb sieben auf Höhe der Siebziger Straßen, sagen wir mal, wenn es dunkel war und ein eisiger Wind vom Fluß hoch fegte und ich zu einer Bushaltestelle hastete und hinter den erleuchteten Fenstern der Backsteinhäuser Köche in sauberen Küchen sah und mir vorstellte, wie eine Etage höher Frauen Kerzen anzündeten und wieder eine Etage höher hübsche Kinder gebadet wurden – mit Ausnahme solcher Nächte fühlte ich mich nie arm; ich hatte das Gefühl, mir Geld besorgen zu können, wann immer ich welches brauchte. Ich konnte für mehrere Zeitschriften eine Kolumne für Teenager unter dem Namen „Debbi Lynn“ schreiben, oder ich konnte Gold nach Indien schmuggeln, oder ich konnte mich als 100-Dollar-Callgirl verdingen, und nichts davon spielte eine Rolle.

Nichts war unwiderruflich, und alles war erreichbar. Hinter jeder nächsten Ecke gab es irgendetwas Besonderes, etwas Interessantes, etwas, das ich nie zuvor gesehen, getan oder gekannt hatte. Ich konnte auf eine Party gehen und jemanden kennenlernen, der sich Mr. Emotional Appeal nannte und das Emotional Appeal Institut leitete, oder Tina Onassis Blandford oder einen Proleten aus Florida, der ein Stammgast der „Big C“ war, wie er es nannte, der Nachtclubs der Southampton-El Morocco Tourneeroute („Ich habe gute Kontakte zu den Big C, Schätzchen“, sagte er zu mir bei Kohlgemüse auf seiner riesigen geborgten Terrasse), oder ich konnte die Witwe des Selleriekönigs vom Harlemer Markt kennenlernen oder einen Klavierhändler aus Bonne Terre in Missouri, oder einen,

der schon zweimal ein Vermögen in Midland, Texas, gemacht und wieder verloren hatte. Ich konnte mir und anderen Versprechen geben und hatte alle Zeit der Welt, sie zu halten. Ich konnte die ganze Nacht wach bleiben und Dummheiten machen, und nichts davon würde zählen.

Sehen Sie, ich war in New York in einer seltsamen Lage: mir kam nie der Gedanke, daß ich ein wirkliches Leben lebte. In meiner Vorstellung war ich immer nur noch für ein paar Monate da, nur noch bis Weihnachten oder bis Ostern oder bis zum ersten warmen Tag im Mai. Deshalb fühlte ich mich in Begleitung von Leuten aus dem Süden am wohlsten. Sie schienen auf dieselbe Weise in New York zu sein wie ich, auf unbestimmte Zeit fern von dort, wo sie eigentlich hingehörten, ohne an die Zukunft denken zu wollen, Exilanten auf Widerruf, die immer wußten, wann die Flüge nach New Orleans, Memphis, Richmond oder, in meinem Fall, nach Kalifornien gingen. Wer mit einem Flugplan in der Schublade lebt, lebt mit einem etwas anderen Kalender. Weihnachten beispielsweise war immer eine schwierige Zeit. Andere wurden spielend damit fertig, sie fuhren nach Stowe, ins Ausland oder für einen Tag zu ihren Müttern nach Connecticut; aber diejenigen von uns, die glaubten, sie würden eigentlich woanders leben, verbrachten diese Zeit mit dem Buchen und Stornieren von Flügen und warteten auf günstige Witterungsverhältnisse, als ginge es darum, den letzten Flug zu erwischen, der 1940 aus Lissabon herausging. Und schließlich trösteten wir, die wir noch übrig waren, uns gegenseitig mit Orangen und Erinnerungen und den geräucherten Auster-Füllungen unserer Kindheit, eng beieinander, Gestrandete in einer fernen Kolonie.

Genau das waren wir. Ich bin nicht sicher, ob jemand, der an der Ostküste groß wurde, vollständig ermessen kann, was New York, die Idee New Yorks, für jene von uns bedeutet, die aus dem Westen und dem Süden kamen. Für ein Kind von der Ostküste, besonders für eines, das immer einen Onkel an der Wall Street hatte und hunderte von Samstagmorgens zuerst zwischen den Spielwaren von F.A.O. Schwarz verbrachte, später mit dem Anprobieren neuer Schuhe bei Best's und schließlich damit, sich unter der Biltmore Uhr zu verabreden und zu Lester Lanin zu tanzen, für dieses Kind ist New York einfach eine Stadt, wenn nicht die Stadt, der perfekte Ort zu leben. Aber für jene von uns, die aus Gegenden kamen, wo noch niemand von Lester Lanin gehört hatte und wo Grand Central Station eine Samstagabend-Sendung im Radio war und Wall Street, Fifth Avenue und Madison Avenue noch nicht mal Orte, sondern bloße Abstraktionen (‚Geld‘, ‚Haute-Couture‘ und ‚Werbung‘), war New York nicht bloß eine Stadt. Es war eine unendlich romantische Idee, die geheimnisvolle Verflechtung von Liebe, Geld und Macht, der glänzende, vergängliche Traum schlechthin. Zu denken, man würde dort „wohnen“, hätte bedeutet, das Wunderbare auf das Profane zu reduzieren; man „wohnt“ nicht in Xanadu.

Es war extrem schwierig für mich, diese jungen Frauen zu verstehen, für die New York nicht einfach ein ephemeres Estoril, sondern ein konkreter Ort war, Mädchen, die Toaster kauften und neue Schränke in ihren Wohnungen aufstellten und sich einer sinnvollen

Zukunft verpflichtet fühlten. Ich kaufte kein einziges Möbelstück in New York. Etwa ein Jahr lang lebte ich in den Wohnungen anderer Leute; danach wohnte ich auf Höhe der Neunziger Straßen in einer Wohnung, die komplett mit Sachen aus dem Lager eines Freundes ausgestattet war, dessen Frau weggezogen war. Und als ich aus dieser Wohnung auszog (als ich alles hinter mir ließ, als alles auseinanderfiel), ließ ich alles zurück, sogar meine Winterkleidung und die Karte von Sacramento County, die ich an die Wand meines Schlafzimmers gehängt hatte, um nicht zu vergessen, wer ich war, und zog in eine klösterliche Vierzimmerwohnung über eine gesamte Etage in der fünfundsiebzigsten Straße. „Klösterlich“ ist hier vielleicht irreführend, da es den Eindruck erlesener Strenge erweckt; dabei gab es, bis ich verheiratet war und mein Mann ein paar Möbel mitbrachte, dort nichts, nur eine billige Doppelmatratze und einen Lattenrost, den ich an dem Tag, an dem ich beschloss, umzuziehen, per Telefon bestellte, und zwei französische Gartenstühle, die mir ein Freund geliehen hatte, der sie importierte. (Jetzt fällt mir auf, daß alle meine Bekannten in New York merkwürdigen und völlig sinnlosen Nebenbeschäftigungen nachgingen. Sie importierten Gartenstühle, die bei Hammacher Schlemmer nicht besonders gut liefen, oder sie boten Haarglätter in Harlem an oder verdingten sich als Ghostwriter für die Sonntagsbeilagen und verfaßten Enthüllungsberichte über das organisierte Verbrechen. Ich denke, daß es uns allen nicht besonders ernst damit war, engagé nur, was unser Privatleben betraf.)

Alles, was ich in dieser Wohnung je gemacht habe, war, fünfzig Meter gelbe Theaterseide vor die Schlafzimmerfenster zu hängen, weil ich mir einbildete, daß mir das goldene Licht gut tun würde, aber ich machte mir nicht die Mühe, die Vorhänge richtig zu gewichten, und den ganzen Sommer über wehten die langen Bahnen durchscheinender goldener Seide zum Fenster hinaus und verhedderten sich und wurden von den nachmittäglichen Gewittern durchnäßt. Das war das Jahr, mein achtundzwanzigstes, als ich entdeckte, daß nicht alle Versprechen eingelöst werden würden, daß einiges tatsächlich unwiderruflich war und daß am Ende doch alles gezahlt hatte, jede Ausflucht, jedes Zögern, jede Dummheit, jedes Wort, alles.